

Forrest Carter
Der Stern der Cherokee

omnibus

DER AUTOR

Über das Leben von Forrest Carter (ca. 1927–1979) gibt es widersprüchliche Informationen. Lange Zeit wurde angenommen, dass er wie Little Tree, der Held des vorliegenden Buches, indianischer Abstammung war und im Alter von fünf Jahren seine Eltern verlor. Danach soll er von den Großeltern im Sinne der Traditionen der Cherokee-Indianer aufgezogen worden sein und nach deren Tod sich als Tagelöhner, Saisonarbeiter und Cowboy durchs Leben geschlagen haben.

Nach neueren Informationen handelt es sich dabei jedoch um einen »fiktiven«, einen erfundenen Lebenslauf, wie ihn sich Schriftsteller und andere Künstler gerne zulegen. Weder war er ein Waisenkind noch ist er bei seinen Großeltern aufgewachsen. Sein wirkliches Leben liegt im Dunkeln. Tatsache ist jedoch, dass er in den letzten Jahren vor seinem Tod fünf sehr erfolgreiche und teilweise verfilmte Bücher geschrieben hat, von denen jedes einem anderen Indianerstamm gewidmet ist. Sein erfolgreichstes Buch ist »Der Stern der Cherokee«.

»Eine ergreifende Geschichte.«
Publishers Weekly

»(Diese Geschichten) handeln letztendlich von nichts anderem als dem Leben selbst, der Liebe und dem Tod und helfen so dem Wachsen der Geistseele in uns. So viel ist klar: Wir wollen alle, genau wie Little Tree, nicht am Ende mit einer Seele von der Größe einer Hickory-Nuss dastehen – und dazu brauchen wir Bücher wie dieses. Ein Glücksfall von einem Buch: von zeitloser Gültigkeit für jedes Lebensalter.«
Nina Schindler

Forrest Carter

Der Stern der Cherokee

Aus dem Amerikanischen
von Thomas Lindquist



omnibus

OMNIBUS
ist der Taschenbuchverlag für Kinder
in der Verlagsgruppe Random House



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House fsc-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
fsc-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

12. Auflage

Erstmals als OMNIBUS Taschenbuch März 1998
Durchgesehen und ergänzt von Annemarie Bruhns
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
© 1979, 1996 der deutschsprachigen Ausgabe bei
OMNIBUS, München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 1976 der Originalausgabe Forrest Carter

Die Originalillustration erschien unter dem Titel

»The Education of Little Tree«

bei Delacorte Press/Eleanor Friede,

ab 1986 bei University of New Mexico Press

Übersetzung: Thomas Lindquist

Umschlagbild: Arnhild Johne

Umschlagkonzeption: Klaus Renner

Umschlaggestaltung: Atelier Langenfass, Ismaning

bm · Herstellung: Stefan Hansen

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-20022-3

Printed in Germany

www.omnibus-verlag.de

Inhalt

- 13 Little Tree
- 19 Der Weg
- 27 Schatten an der Hüttenwand
- 38 Der Fuchs und die Hunde
- 54 Ich liebe dich, Bonnie Bee
- 66 Wissen, wie es früher war
- 76 Pine-Billy
- 89 Mein »geheimer Platz«
- 100 Granpas Handwerk
- 116 Ein »christlicher« Handel
- 135 Der Kaufladen an der Straßenkreuzung
- 149 Ein gefährliches Abenteuer
- 172 Die Farm im Wald
- 185 Eine Nacht auf dem Berg
- 206 Willow-John
- 226 In der Kirche
- 239 Mister Wine
- 252 Abschied von den Bergen
- 271 Der Hundstern
- 297 Heimkehr
- 305 Abschiedslied



Für die Cherokee

Vorwort zur deutschen Neuauflage

»Indianer schlagen ihre Kinder nicht« – hören die Weißen mit Verblüffung, denn die christlich abendländische Erziehung erfolgt seit zweitausend Jahren mehr oder weniger nach dem Bibelspruch: »Wer sein Kind liebt, der züchtigt es.« Wie denn? Was denn? Die amerikanischen Ureinwohner sollen ihre Kinder jahrhundertlang ohne Hiebe und Prügel, ohne Ohrfeigen und Knüffe zu verantwortungsbewussten Müttern und Vätern, tüchtigen Ackerbauern, Jägern, Handwerkern und tapferen Kriegerern erzogen haben? Ohne eine einzige Kopfnuss? Ja, aber wie denn?

Eine ungemein schlüssige Antwort hierauf liefert der Cherokee Forrest Carter in dem mittlerweile zum Klassiker gewordenen Kinderroman »Der Stern der Cherokee«.

Eindringlich, aber ohne Pathos, liebevoll, doch ohne Gefühlsduselei, weise, traurig und komisch zugleich erzählt Little Tree von den Jahren seiner Kindheit, die er bei seinen indianischen Großeltern in den dreißiger Jahren in den Bergen von Tennessee verbrachte.

»Die Erziehung, die jeder Mensch braucht, zerfällt nämlich in zwei Teile«, lässt Forrest Carter den alten Hausierer Mr. Wine sagen. »Das eine ist der technische Teil, also die Kenntnisse, die man später für seinen Beruf braucht... Bei dem anderen Teil soll man sich lieber an das althergebrachte Wissen halten... die Werte.«

Nun sind wir hierzulande wahrlich nicht knapp an wissenschaftlicher Literatur, Expertenmeinungen und Rat-

schlägen in Sachen Kindererziehung. Ganze Kilometer von Büchern zu dem Thema füllen die Bücherregale der sogenannten zivilisierten Völker. Doch was nützen Ratschläge auf Papier, wenn sie nicht vorgelebt werden? Wenn eine immer tiefere Kluft zwischen dem gewünschten und dem wirklichen Leben entsteht? Die Glaubwürdigkeit von Little Trees Granpa, Granma und ihren Freunden beruht auf der Übereinstimmung von ihrer Überzeugung mit ihrer Lebensweise. Dazu gehört die Beachtung eben jener Werte, ohne die eine Menschwerdung weder auf dem alten noch auf irgendeinem anderen Kontinent gelingen kann und die sich im »Aufrechten Gang« am besten bildlich darstellen lassen.

Die Cherokee nennen das »ihren Pfad wandern«.

Das Richtige tun, Verantwortung für andere Lebewesen übernehmen, ganz egal ob Mensch, Tier oder Pflanze; sich um Verständnis für andere bemühen und Hilfe so gestalten, dass sie keine Abhängigkeit entstehen lässt – diese und noch viele andere gute Botschaften sind in lebensprallen, komischen, traurigen, nachdenklichen – mit einem Wort: wundervollen Geschichten enthalten. Immer wieder werden sie die Leserinnen und Leser zum Lachen und Weinen bringen, zum Kichern und Schniefen, zum Schmunzeln und Wüten, denn sie handeln letztendlich von nichts anderem als dem Leben selbst, der Liebe und dem Tod, und helfen so dem Wachsen der Geistseele in uns. So viel ist klar: Wir wollen alle, genau wie Little Tree, nicht am Ende mit einer Seele von der Größe nur einer Hickory-Nuss dastehen – und dazu brauchen wir unbedingt Bücher wie dieses.

Ein Glücksfall von einem Buch: von zeitloser Gültigkeit für jedes Lebensalter.

Nina Schindler

Vorwort zur amerikanischen Neuausgabe

Little Tree lernt zu teilen

*Granma sagte, wenn du auf etwas Gutes stößt,
schau als Erstes, mit wem du es teilen kannst,
denn so verbreitet sich das Gute bis in die
entferntesten Winkel. Und sie hatte Recht.*

Mit der Neuauflage von »Der Stern der Cherokee« hält sich der Verlag University of New Mexico Press an den Rat, den Little Tree von seiner Granma bekam. Der Verlag lässt uns an einem bedeutenden Buch teilhaben. »Der Stern der Cherokee« ist eines der raren Bücher wie »Huckleberry Finn«, die jede Generation für sich entdecken muss und die man immer und immer wieder lesen muss. »Der Stern der Cherokee« ist ein wundervolles, erfrischendes Buch, erheiternd und bewegend zugleich.

Forrest Carter, der Autor von »Der Stern der Cherokee«, hat eine Anzahl von bedeutenden Büchern geschrieben, zum Beispiel das bekannte »Outlaw Josey Wales«, und er hat ein hervorstechendes Buch geschrieben: »Der Stern der Cherokee«. Dieses Buch, das ursprünglich »Ich und Granpa« heißen sollte, beinhaltet Carters Erinnerungen an seine Kindheit bei seinen Großeltern in den Bergen von Tennessee. Doch es ist mehr, viel mehr als nur eine ergreifende Beschreibung der Lebensumstände in den dreißiger

Jahren, der Zeit der Rezession. Es ist ein menschliches Dokument von umfassender Bedeutung. »Der Stern der Cherokee« appelliert an den menschlichen Verstand und dringt tief in die menschliche Seele.

Alle, die »Der Stern der Cherokee« gelesen haben, scheinen sich daran zu erinnern, wann, wo und wie sie zum ersten Mal auf dieses Buch gestoßen sind. Ob es nun eine Buchhandlung, eine Buchbesprechung im Fernsehen oder in einem Souvenirladen in einem Indianer-Reservat war, Little Trees Anhänger erinnern sich noch sehr genau daran. Denn »Der Stern der Cherokee« ist ein Buch, von dem man nie wieder richtig loskommt. Nach der Lektüre sieht man die Welt mit anderen Augen an.

Als »Der Stern der Cherokee« zum ersten Mal erschien, erhielt es viele begeisterte Kritiken. So unterschiedliche Rezensenten wie die von »The New York Times« oder von kleinen Wochenblättern auf dem Land lobten das Buch, sahen in dem Werk die inspirierenden persönlichen Erinnerungen eines indianischen Jungen, die möglicherweise unserer fortschrittsgläubigen, materialistisch eingestellten Welt eine andere Perspektive geben könnten. Damit fand Little Tree seine frühesten und treuesten Leser in jenen, die sich für junge Menschen und deren Probleme, für die Indianer, für die Umwelt und für das Zusammenleben von Mensch und Natur engagierten.

Bald schon fand »Der Stern der Cherokee« auch unter anderen Lesergruppen Anhänger. Für die Teenager wurde es fast zum Kultbuch. Sprache und Inhalt rührten viele, die sonst nicht zu einem Buch greifen. Kinder entdeckten Little Tree für sich, ohne darauf aufmerksam gemacht worden zu sein. Bibliothekare beobachteten, dass »Der Stern der Cherokee« ständig ausgeliehen war. Studenten, die sich mit der

Geschichte der Urbevölkerung Nordamerikas befassten, stellten fest, dass das Buch sowohl authentisch als auch mystisch und romantisch ist. Grundschullehrer bemerkten, dass ihre weltflüchtig scheinenden Schützlinge von dem Buch fasziniert waren. Die Liebe zu Little Tree übertrug sich mit jedem immer schwerer zu findenden ausgeliehenen Exemplar von Leser zu Leser.

Mit dieser Neuauflage von University of New Mexico Press ist »Der Stern der Cherokee« wieder erhältlich. Alte und junge Leser können noch einmal teilhaben an der tief bewegenden Geschichte, die das Herz durchdringt und das Bewusstsein schärft.

Rennard Strickland
November 1985

Little Tree

Ma lebte nur noch ein Jahr, nachdem Pa tot war. Und deshalb kam ich, als ich fünf war, zu Granma und Granpa.

Die Verwandten hatten wegen mir viel Wirbel gemacht, sagte Granma nach dem Begräbnis.

Da standen sie rum auf dem zerfurchten Hof hinter unserer Hütte am Hang und stritten sich, zu wem ich gehen sollte, während sie die bemalte Bettstatt und den Tisch und die Stühle unter sich verteilten.

Granpa stand da und sagte nichts. Er stand abseits am Zaun, weit genug weg vom Gedränge, und Granma stand hinter ihm. Granpa war Halb-Cherokee und Granma war eine Vollblut-Indianerin.

Er überragte die Menge. Er war groß, fast ein Meter neunzig; aufrecht stand er da, mit seinem großen schwarzen Hut und seinem abgewetzten schwarzen Anzug, den er nur in der Kirche und bei Begräbnissen trug. Granma hob nicht den Blick vom Boden, aber Granpa schaute über die Köpfe der Menge zu mir. Darum ging ich quer über den Hof zu ihm und hielt mich an seinem Bein fest und ließ nicht mehr los, auch als sie mich wegholen wollten.

Ich hab nicht gebrüllt, erzählte Granma, auch nicht geweint, sondern ich hab mich nur festgehalten; es

ging hin und her, sie zerrten mich weg und ich hielt mich fest, und dann beugte Granpa sich vor und legte mir seine große Hand auf den Kopf.

»Lasst ihn in Ruhe«, sagte er. Da ließen sie mich in Ruhe. Granpa sprach selten vor vielen Menschen, aber wenn er es tat, sagte Granma, dann hörten die anderen auf ihn.

Wir gingen den Berg runter, an diesem düsteren Wintertag, und auf die Landstraße, die zur Stadt führte. Granpa ging am Straßenrand voraus, auf der Schulter trug er den Sack mit meinen Sachen. Hinter Granpa gehen, das merkte ich gleich, hieß laufen. Granma hinter mir musste manchmal ihren Rock heben, um uns einzuholen.

Auf dem Bürgersteig in der Stadt gingen wir genauso weiter, einer hinter dem andern, bis wir zur Bushaltestelle kamen. Da mussten wir lange stehen; Granma las immer die Schrift vorn auf den Bussen, wie sie kamen und wieder wegfuhr. Granpa sagte, dass Granma lesen konnte. Und wie! Sie fand den richtigen Bus; da stand er vor unserer Nase, als es schon langsam dunkel wurde.

Wir warteten, bis alle eingestiegen waren. Und das war gut so – weil, gleich ging der Teufel los, kaum dass wir den Fuß auf das Trittbrett setzten. Granpa stand vorne, ich war in der Mitte, und Granma stand auf der untersten Stufe, fast noch in der Tür.

Granpa zog seinen Geldbeutel aus der Hosentasche und wartete, bis er zahlen konnte.

»Wo habt ihr eure Fahrkarten?«, sagte der Busfahrer

ganz laut und alle im Bus schauten zu uns her. Das machte Granpa überhaupt nichts aus. Er sagte dem Busfahrer, dass wir ja drauf warteten zu bezahlen. Granma flüsterte ihm von hinten zu, er solle ihm sagen, wohin wir wollten. Granpa sagte es ihm.

Der Busfahrer sagte Granpa, wie viel es kostete, und während Granpa ganz sorgfältig das Geld abzählte, drehte der Busfahrer sich zu den anderen um und sagte »How!«, und alle lachten. Ich hatte keine Angst, weil ich wusste, dass sie freundlich waren und nicht beleidigt, weil wir keine Fahrscheine hatten.

Wir gingen nach hinten und ich sah eine kranke Frau. Sie war ganz schwarz um die Augen und ihr Mund war blutig rot; aber als wir an ihr vorbeigingen, legte sie die Hand auf den Mund und brüllte ganz laut »Wa... huuuuuuu!« Das kam mir komisch vor. Aber vielleicht war sie doch nicht so krank. Alle Leute im Bus lachten und der dicke Mann neben ihr schlug sich auf die Schenkel. Er hatte eine große funkelnde Klammer an seiner Krawatte. Und da wusste ich, dass sie reich waren und einen Arzt holen konnten, falls sie einen brauchten.

Ich saß in der Mitte zwischen Granma und Granpa, und Granma langte rüber und streichelte Granpas Hand und er hielt ihre Hand auf meinem Schoß. Ich hatte keine Angst und da schlief ich ein.

Mitten in der Nacht hielt der Bus und wir stiegen aus und standen am Straßenrand. Granpa ging gleich los und ich und Granma gingen hinterher. Es war eine klirrende Kälte. Der Mond leuchtete wie eine saftige

Wassermelone, und die Straße vor uns schimmerte silbern, bis sie um eine Biegung verschwand.

Erst als wir von der Straße abbogen und in einen Hohlweg mit Reifenspuren und Gras in der Mitte einbogen, sah ich die Berge. Dunkel standen sie in der Finsternis, und der Halbmond hing direkt über einem Grat, der so hoch war, dass man den Kopf zurückbeugen musste, wenn man hinaufschauen wollte. Ich fröstelte, weil die Berge so schwarz waren.

Hinter mir sagte Granma: »Wales, er wird müde.«

Granpa blieb stehen und drehte sich um. Er blickte auf mich herab. Im Schatten des großen Hutes konnte ich sein Gesicht nicht sehen.

»Müde werden tut gut, wenn man jemanden verloren hat«, sagte er. Er drehte sich um und ging weiter, aber jetzt konnte ich leichter Schritt halten. Granpa ging langsamer, also dachte ich, dass er auch müde geworden war.

Lange gingen wir in dem Hohlweg weiter – immer den Bergen entgegen. Erst dachte ich, wir laufen direkt auf eine dunkle Mauer los, aber da öffnete sich ein Tal und wir waren mitten im Gebirge.

Unsere Schritte hallten als Echo, es raschelte um uns her, und Flüstern und Seufzer murmelten durch die Bäume, als wäre der ganze Wald lebendig geworden. Und es war warm. Neben uns war ein Plätschern und Gurgeln und Rauschen, ein Bergbach sprang über die Felsen in kleine Tümpel, wo er sich ausruhte und dann weitereilte.

Der Mond war hinter dem Grat verschwunden und

schickte silbernen Glanz über den Himmel. Das war wie eine Lichtkuppel über dem Tal, die zu uns herabstrahlte.

Granma hinter mir summte ein Lied und ich wusste, es war ein indianisches Lied, und es brauchte keine Wörter, ich verstand die Bedeutung auch so. Da fühlte ich mich auf einmal ganz sicher.

Plötzlich bellte ein Hund. Ich erschrak. Ein langgedehntes, klagendes Heulen, das mit einem Schluchzer verklang, und sein Echo schwang übers Tal und verlor sich weit hinten in den Bergen.

Granpa lachte leise. »Das ist Old Maud, sie kann nicht mehr riechen, wie sich's für einen Jagdhund gehört – dafür sind ihre Ohren umso schärfer.«

Im nächsten Moment waren wir von Hunden umringt, sie sprangen winselnd an Granpa hoch und beschnüffelten mich, um den neuen Duft kennen zu lernen. Old Maud bellte wieder, diesmal ganz nah, und Granpa sagte: »Sei still, Maud!« Da wusste sie, wer wir waren, und sie kam auch angerannt und sprang an uns hoch.

Wir überquerten den Bach auf einem Steg, und da stand die Hütte, geduckt unter großen Bäumen, die Rückseite gegen den Berg gelehnt, und vorn lief eine Veranda über die ganze Breite.

Die Hütte hatte in der Mitte, zwischen den Zimmern, einen breiten Flur. Der war an beiden Seiten offen. Manche Leute nennen so was »Galerie«, aber im Gebirge sagen sie »Hundslauf« dazu, weil die Hunde da durchlaufen. Auf der einen Seite war ein großes

Zimmer zum Kochen und Essen und gemütlich Beisammensitzen, und auf der andern Seite vom Hundslauf waren zwei Schlafzimmer. Eins war für Granma und Granpa. Das andere war für mich.

Ich streckte mich auf das federnd weiche Geflecht aus Hirschleder, das über einen Rahmen aus Hickorybalken gespannt war. Durchs offene Fenster sah ich jenseits des Baches den Wald, dunkel im Geisterlicht. Ich musste an Ma denken und auf einmal fühlte ich mich so verlassen.

Eine Hand strich mir über den Kopf. Es war Granma, die neben mir auf dem Boden saß; ihr weiter Rock bauschte sich um ihren Körper, ihre silbersträhnigen Zöpfe fielen ihr über die Schultern bis in den Schoß. Auch sie schaute aus dem Fenster und leise und sanft fing sie an zu singen:

*»Er ist gekommen, sie fühlen es
Der Wald und der Bergwind
Bergvater grüßt ihn mit seinem Lied.
Sie fürchten sich nicht vor Little Tree
Sie wissen, sein Herz ist voll Freundlichkeit
Und sie singen ›Little Tree ist nicht allein.«*

*Sogar klein Lay-nah, die alberne
Mit ihren schwatzenden, plappernden Wassern
Tanzt durch die Berge voll Freude
›O höret mein Singen
Unser Bruder ist bei uns
Little Tree ist unser Bruder, und Little Tree ist hier.«*

*Awi-usdi, das Rehlein
Und Min-i-li, das Wachtelhuhn
Sogar Kagu, die Krähe stimmt ein in das Lied
›Tapfer ist das Herz von Little Tree
Freundlichkeit heißt seine Kraft
Und Little Tree ist nie mehr allein.«*

So sang Granma und wiegte sich leise vor und zurück. Ich hörte den Wind wispern, hörte, wie Lay-nah, der Quellbach, singend davonsprang und allen meinen Brüdern von mir erzählte. Ich war glücklich, weil sie mich lieb hatten und sich freuten. Da schlief ich ein und ich habe nicht geweint.

Der Weg

Eine Woche hatte Granma gebraucht – Abend für Abend im Schaukelstuhl sitzend, der unter ihrem leichten Gewicht leise knarrte. Sie hatte gearbeitet und ein Lied gesummt, während im Kamin die Fichtenscheite prasselten – bis meine Mokassins fertig waren. Mit einem krummen Messer schnitt sie das Hirschleder zu und vernähte die Kanten mit Lederstreifen. Als sie damit fertig war, weichte sie die Mokassins in Wasser ein, und ich zog sie nass an und lief im Zimmer hin und her, bis sie trocken waren und passten – weich, federnd und leicht wie Luft.

Die Mokassins zog ich an diesem Morgen ganz zuletzt an, als ich schon fix und fertig angezogen war. Draußen war es noch finster und kalt – zu früh für das Wispern des Morgenwinds in den Bäumen.

Granpa hatte gesagt, ich dürfe ihn auf den Hochpfad begleiten, falls ich rechtzeitig aufstehen könnte, aber er würde mich nicht wecken, hatte er gesagt.

»Ein Mann steht morgens aus eigenem Willen auf«, so hatte er gesprochen und dabei nicht gelächelt. Aber Granpa hatte beim Aufstehen in seinem Zimmer allerhand Lärm gemacht, war gegen die Wand gerumpelt und hatte ungewöhnlich laut mit Granma geredet, und ich hatte es gleich gehört und war jetzt zuerst draußen und wartete in der Dunkelheit mit den Hunden.

»Aha, da bist du.« Granpa tat überrascht.

»Ja, Sir«, sagte ich und gab mir Mühe, den Stolz in meiner Stimme zu verbergen.

Granpa deutete mit dem Finger auf die Hunde, die schwanzwedelnd umhersprangen. »Ihr bleibt hier«, kommandierte er, und sie kniffen den Schwanz ein und winselten und bettelten und Old Maud stimmte ein Geheul an. Aber sie folgten uns nicht. Sie standen beisammen, ein klägliches Häuflein, und schauten uns nach, wie wir über die Lichtung gingen.

Den Weg durchs Tal kannte ich schon. Er führte am Bach entlang, um alle Biegungen und Windungen der Schlucht, bis dorthin, wo sie sich auf eine Wiese öffnete. Dort hatte Granpa in einem Stall seinen Maulesel und seine Kuh. Jetzt aber ging es den Hochpfad

hinauf, der rechts abzweigte und schräg über die Bergflanke führte, immer höher hinauf über dem Talgrund. Ich trabte hinter Granpa her und ich spürte in den Knien, wie steil es bergauf ging.

Und noch etwas spürte ich: Es war genauso, wie Granma gesagt hatte, dass es sein würde. Ganz deutlich spürte ich durch meine Mokassins, daß Mon-olah, die Erde, lebendig war.

In der kalten Luft schwebte mein Atem wie Nebel, der Bach murmelte tief unter uns. Eiszapfen an kahlen Ästen tröpfelten leise, feucht-glitzernder Bartschmuck im Winterwald. Und als wir höher kamen, war auch Eis auf dem Pfad. Ein grauer Lichtschein verscheuchte die Dunkelheit.

Granpa blieb stehen und deutete auf die Erde neben dem Weg. »Da – Truthahnspuren – siehst du?«

Ich kniete mich hin, und da sah ich die Spuren: kleine gestrichelte Abdrücke auf dem Boden, strahlenförmig von einem Kreisel ausgehend.

»Jetzt«, sagte Granpa, »werden wir die Falle bauen.« Er suchte neben dem Weg, bis er einen hohlen Baumstumpf fand. Wir räumten die Höhlung aus. Erst das angesammelte Laub, und dann holte Granpa sein langes Messer raus und schnitt tief ins schwammige Moderholz, und wir buddelten mit den Händen Dreck und Erde raus. Als das Loch so tief war, dass ich nicht mehr über den Rand gucken konnte, zog Granpa mich raus und wir schleppten Zweige ran, die wir über das Loch breiteten, und obendrauf eine dicke Schicht Laub. Dann grub Granpa mit seinem langen Messer

eine Rinne schräg hinunter ins Loch und zurück zu den Truthahnpuren. Er holte rote Maiskörner aus der Tasche und streute sie in die Rinne und eine Handvoll davon warf er ins Loch.

»Gehen wir jetzt«, sagte er und schritt weiter den Hochpfad voran. Glitzerndes Eis knisterte unter unseren Füßen. Der Berg gegenüber rückte immer näher, während tief unten das Tal sich zu einem schmalen Spalt verengte, sodass der Bach in der Tiefe wie die Klinge an einem Taschenmesser aussah.

Wir setzten uns neben dem Pfad ins Gras, gerade als drüben, jenseits der Schlucht, die Sonne über den Berggipfel leckte. Granpa holte Salzbiskuits und Trockenfleisch aus der Tasche und wir aßen und schauten den Berg an.

Wie ein explodierender Feuerball hing die Sonne über dem Grat und schickte ihre funkelnden Strahlen nach allen Seiten. Das Glitzern im Raureif glühte so stark, dass die Augen vom Hinschauen schmerzten, und es flutete wie eine Brandung über die Hänge, während die Sonne die Schatten der Nacht immer mehr verdrängte. Eine Krähe schickte drei raue Rufe zum Himmel, als Ankündigung – wir waren da.

Der Berg dehnte sich ächzend und erwachte mit knisternden Seufzern, die als Dampfwölkchen in die Luft stiegen. Puffend und knarrend sprengten die Bäume ihren erstarrten Eispanzer unter der wärmenden Sonne.

Granpa schaute wie gebannt, genau wie ich, und lauschte auf den Wind in den Bäumen.

»Jetzt erwacht sie«, sagte Granpa leise, ohne den Berg aus den Augen zu lassen.

»Ja, Sir«, sagte ich, »sie erwacht.« Und da wusste ich, dass Granpa und ich uns verstanden, auf eine Art, von der die meisten Leute nichts wissen.

Die letzten Schatten zogen sich immer tiefer ins Tal zurück. Granpa zeigte auf eine Wachtel, die flatternd durchs Gras hüpfte. Dann deutete Granpa zum Himmel hinauf.

Erst sah ich nur wolkenloses Blau, dann aber entdeckte ich einen kleinen Punkt, der vom Grat herabschoss. Er wurde größer und größer. Achtsam der Sonne entgegenfliegend, damit sein Schatten nicht vor ihm her huschte, glitt der Vogel über die Bergflanke, strich mit halb gefalteten Flügeln über die Baumwipfel... wie ein brauner Pfeil... schneller und schneller... auf die Wachtel nieder.

Granpa lachte leise. »Das ist Old Tal-con, der Falke.«

Die Wachtel flatterte auf und strebte zum Waldrand – aber zu spät. Der Falke traf sein Ziel. Federn wirbelten durch die Luft und die beiden Vögel stürzten zu Boden; der Schnabel des Falken zuckte mit tödlicher Wucht. Im nächsten Moment schwang er sich in die Lüfte, den toten Vogel zwischen den Klauen, und schwebte mit schweren Flügelschlägen empor, bis er über den Grat verschwand.

Ich weinte nicht, aber ich weiß, ich machte ein trauriges Gesicht, weil Granpa sagte: »Sei nicht traurig, Little Tree. So ist der Weg. Tal-con hat die lang-

samste von allen Wachteln erwischt. Jetzt wird sie keine Jungen haben, die genauso langsam wären wie sie. Dafür frisst Tal-con auch die Marder und Ratten, die natürlichen Feinde der Wachteln. So befolgt Tal-con den Weg.«

Granpa grub mit seinem Messer eine Süßwurzel aus der Erde und schälte sie; ihr saftiger Wintervorrat an Leben tröpfelte über die Klinge. Granpa schnitt sie auseinander und gab mir das größere Ende.

»So ist der Weg«, sagte er leise. »Nimm nur das, was du brauchst. Wenn du den Hirsch jagst, nimm nicht den besten. Nimm den kleineren und langsameren, dann werden die Hirsche wachsen und sich vermehren und dir immer Fleisch geben. Pa-koh, der Panther, weiß das und du sollst es auch wissen.«

Und er lachte. »Nur Ti-bi, die Biene, speichert mehr, als sie braucht . . . darum stiehlt ihr der Bär den Honig. So ist es auch mit den Leuten, die sich vollfressen und nie genug haben. Sie streiten sich und machen Krieg, nur weil sie die vielen Sachen festhalten wollen, die sie gar nicht brauchen. So was nennen sie Politik und viele Männer sterben deswegen. Aber das Gesetz des Weges können sie nicht ändern.«

Später gingen wir den Pfad zurück, und die Sonne stand schon hoch, als wir zur Truthahnfalle kamen. Wir hörten sie schon von weitem. Sie hockten in der Falle und kollerten und stießen laute Warnpiffe aus.

»Der Ausgang ist doch nicht versperrt, Granpa«, sagte ich, »warum ziehen sie nicht einfach den Kopf ein und spazieren raus?«

Granpa beugte sich bis zum Bauch in das Loch und zog einen großen kreischenden Truthahn heraus. Er band ihm die Beine mit Schnur zusammen und grinste mich an.

»Old Tel-qui ist genau wie manche Leute. Er weiß alles und glaubt, er braucht nicht zu gucken, was um ihn her vorgeht. Er reckt die Nase so hoch in die Luft, dass er nichts sieht und nichts lernt.«

»Wie der Busfahrer?«, fragte ich. Ich konnte nicht vergessen, wie der Busfahrer meinen Granpa blöd angequatscht hatte.

»Der Busfahrer?« Granpa guckte verwundert, dann lachte er. Er musste immer noch lachen, als er schon wieder den Kopf in den hohlen Baumstumpf steckte, um den nächsten Truthahn rauszuholen.

»Genau«, lachte er, »wie der Busfahrer. Er hat sich genauso aufgeplustert wie diese Gockel hier. Aber das ist eine Bürde, die er da mit sich durchs Leben schleppt, Little Tree. Nichts für uns, wir belasten uns nicht mit so was.«

Granpa legte die Vögel auf die Erde, mit zusammengebundenen Beinen. Es waren sechs Stück und er deutete mit der Hand auf sie. »Sie sind alle ungefähr gleich alt . . . man sieht es am Kamm, je nachdem wie dick er ist. Wir brauchen aber nur drei. Jetzt such du sie aus, Little Tree.«

Ich ging ein paar Mal um sie herum. Sie flatterten ängstlich. Ich hockte mich nieder, schaute sie ganz genau an, ging wieder herum. Ich musste sorgfältig wählen. Ich ging in die Knie und kroch von einem zum

andern, und dann wählte ich die drei kleinsten, die ich finden konnte.

Granpa sagte nichts. Er löste den anderen die Schnur von den Beinen und sie flatterten auf und schwebten mit klatschenden Flügeln den Berg hinab. Er hängte sich zwei von den Truthähnen über die Schulter.

»Kannst du den anderen tragen?«, fragte er.

»Ja, Sir«, sagte ich. Ich war nicht sicher, ob ich es richtig gemacht hatte.

Langsam huschte ein Grinsen über Granpas knochiges Gesicht. »Wärest du nicht Little Tree... dann müsste ich Kleiner Falke zu dir sagen.«

Ich ging hinter Granpa. Es ging steil bergab. Der Truthahn hing schwer an meiner Schulter, aber es fühlte sich gut an. Die Sonne stand schon schräg über den fernen Bergen, ihre Strahlen sickerten durch die Zweige der Bäume am Weg und warfen flammende Kringel auf den Boden vor unseren Füßen. Der Wind war leise eingeschlafen an diesem verblassenden Wintertag und weit vorne hörte ich Granpa ein Lied summen. In diesem Moment wollte ich ewig leben... denn ich wusste, ich hatte es richtig gemacht und Granpa war mit mir zufrieden. Ich hatte den Weg gelernt.

*Durch die Winterberge streifen wir in der Abendsonne
Über goldene Spuren wandern wir unsern Pfad
Ein Indianerhimmel der Cherokee voll Erdenwonne
Heimwärts zur Hütte; heim von der reichen Jagd.*

*Sieh den neuen Tag über den Gipfeln werden
Horch – in den Bäumen singt der Wind sein Lied
Spür das Erwachen von Mon-o-lah, der Mutter Erde
Dann kennst du den Weg der Cherokee.*

*Wisse – Tod ist auch im jung geborenen Tag
Eines kann nicht ohne das andere sein
Lerne die Weisheit von Mon-o-lah und erkenne den Weg
Und du spürst die Seele der Cherokee.*

Schatten an der Hüttenwand

Alle Abende in diesem Winter saßen wir vor dem gemauerten Kamin. Unter der Esse glommen die dicken Fichtenkloben und schwitzten rotes Harz, das die Flammen knisternd und züngelnd auflodern ließ. Über die Wände huschten lebendige Schatten, und phantastische, leuchtende Zeichnungen tauchten auf und verschwanden, dehnten sich aus und schrumpften. Da war oft ein langes Schweigen, während wir saßen und in die Flammen schauten und die tanzenden Schatten beobachteten. Mitten in die Stille sagte dann Granpa manchmal etwas über »die Bücher«.

Zweimal in der Woche, immer Samstag- und Sonntagabend, zündete Granma die Petroleumlampe an und las uns was vor. Die Lampe anzünden, das war ein

Luxus, und ich bin sicher, es geschah nur meinetwegen. Mit dem Petroleum mussten wir sparsam sein. Einmal im Monat gingen Granpa und ich in die Siedlung und ich trug die Ölkanne. Ihr Schnäuzchen war mit einem Wurzelspund verschlossen, damit auf dem Heimweg kein Tropfen verloren ging. Das Nachfüllen kostete einen Zehner, und Granpa hatte großes Vertrauen zu mir, weil er mich die Kanne den ganzen Weg bis zur Hütte tragen ließ.

Wenn wir in die Siedlung gingen, nahmen wir immer eine Liste mit, wo Granma alle Bücher aufgeschrieben hatte, und Granpa zeigte die Liste der Bibliothekarin und gab die Bücher zurück, die Granma ausgelesen hatte. Ich glaube, sie kannte keine Namen von modernen Schriftstellern, denn auf der Liste stand immer der Name von einem gewissen Mr. Shakespeare (irgendetwas von ihm, denn Granma kannte die Titel auch nicht). Da hatte Granpa es gar nicht leicht mit der Bibliothekarin, obwohl sie sehr nett war. Sie ging zum Regal und zog lauter Geschichten von Mr. Shakespeare heraus und las uns die Titel vor. Wenn Granpa sich nicht an den Titel erinnern konnte, musste sie uns eine Seite aus dem Buch vorlesen – manchmal sagte Granpa zu ihr, sie solle weiterlesen, und dann las sie uns mehrere Seiten vor. Manchmal erkannte ich die Geschichte früher als Granpa, und dann zupfte ich ihn an seinem Hosenbein und flüsterte ihm zu, dass wir diese da schon gehabt hatten, aber mit der Zeit wurde daraus fast ein Wettkampf. Granpa versuchte es schneller zu sagen, noch bevor ich die Geschichte

erkannte, aber dann überlegte er es sich wieder anders und das brachte die Bibliothekarin ganz durcheinander.

Zuerst ärgerte sie sich und fragte Granpa, wozu er denn Bücher brauchte, wenn er doch nicht lesen konnte, und Granpa erklärte ihr, dass Granma uns die Bücher vorlas. Danach machte die Bibliothekarin selbst eine Liste von allen Büchern, die wir gelesen hatten. Sie war freundlich und lächelte, wenn wir zur Tür hereinkamen. Einmal gab sie mir eine rot gestreifte Zuckerstange, und die sparte ich auf, bis wir draußen waren. Dann brach ich sie auseinander und teilte mit Granpa. Er nahm das kleinere Stück, denn ich hatte sie nicht genau gleich auseinander gebrochen.

Wir hatten auch dauernd das Wörterbuch aufgeschlagen am Tisch, denn ich musste jede Woche fünf neue Wörter lernen, und das war eine schwierige Sache, weil ich diese Wörter verwenden und mit ihnen Sätze bilden musste, und das jede Woche. Das ist gar nicht leicht, wenn alle Wörter, die man in einer Woche lernt, mit A anfangen – oder mit B, wenn man endlich beim Buchstaben B ist.

Aber wir hatten noch andere Bücher; eins war *Der Untergang des Römischen Reiches*... und dann hatten wir Bücher von Schriftstellern wie Shelley und Byron, von denen Granma gar nichts gewusst hatte. Aber die Bibliothekarin hatte gesagt, sie sind gut und wir haben sie mitgenommen.

Granma las langsam und beugte dabei ihren Kopf

über das Buch, sodass ihre langen Zöpfe den Boden streiften. Granpa schaukelte langsam in seinem Schaukelstuhl vor und zurück, und der knarrte leise. Ich wusste immer, wenn wir zu einer spannenden Stelle kamen, weil Granpa dann aufhörte zu schaukeln.

Als Granma uns von Macbeth vorlas, sah ich das Schloss und die Hexen und alles lebendig vor mir – in den Schatten an der Hüttenwand. Und ich rückte näher an Granpas Schaukelstuhl ran. Als Granma zu der Stelle mit dem Dolch und dem Blut und all diesen schlimmen Sachen kam, hörte er auf zu schaukeln. Das alles wäre nicht passiert, sagte Granpa, wenn Frau Macbeth sich um ihre eigenen Angelegenheiten gekümmert hätte und wenn sie nicht unbedingt ihre Nase in Herrn Macbeths Geschäfte hätte stecken müssen. Und überhaupt, meinte Granpa, diese Lady Macbeth war gar keine Lady und er verstand gar nicht, wie man zu so jemand Lady sagen kann – was doch »Dame« heißt. Nein, eine Dame war sie nicht in seinen Augen. Allerdings sagte er später, nachdem er sich die Sache hin und her überlegt hatte, dass er das alles nur in der ersten Wut beim Vorlesen gesagt hätte. Jetzt glaubte er eher, dass bei der Frau (er weigerte sich einfach, sie eine Dame zu nennen) etwas im Kopf nicht stimmte. Er sagte, er hätte mal eine Hirschkuh gesehen, die keinen Hirsch finden konnte, und die war total verrückt geworden und war mit dem Kopf gegen die Bäume gerannt und war schließlich in den Bach gesprungen, wo sie ertrank. Man weiß es ja nicht,

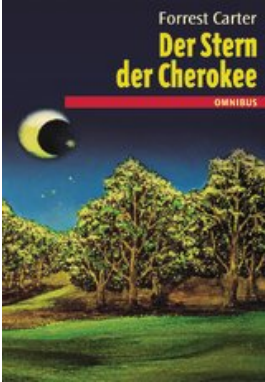
sagte er, denn Mr. Shakespeare sagt nichts dergleichen, aber vielleicht war Mr. Macbeth an alledem schuld – und dafür gab es ja Anzeichen genug: Der Mann hatte ja überall Schwierigkeiten, was er auch anfang.

Die Sache ließ Granpa keine Ruhe und er überlegte hin und her, aber schließlich fand er doch, dass die größere Schuld bei Frau Macbeth lag, denn schließlich hätte sie ihre Bosheit und ihren Kummer auf andere Weise loswerden können, notfalls mit dem Kopf gegen die Wand, statt allerhand Leute um die Ecke zu bringen.

Bei Julius Cäsars Ermordung ergriff Granpa eindeutig für ihn Partei. Keineswegs, sagte er, fand er alles gut, was dieser Herr Cäsar getan hatte – und überhaupt, wer konnte schon wissen, was er alles getan hatte! Aber das waren doch die allergemeinsten Hunde, sagte er, Brutus und all die andren – so was, sich von hinten ranschleichen an den Mann, dazu noch alle gegen einen, und ihn totstechen! Wenn sie Streit mit Herrn Cäsar hatten, sagte Granpa, dann sollten sie hingehen und mit ihm reden und alles im Guten aushandeln.

Granpa regte sich dermaßen auf, daß Granma ihn beruhigen musste. Wir alle, sagte sie zu ihm, sind doch in dieser Sache auf Herrn Cäsars Seite, also brauchte er gar nicht zu schimpfen. Und außerdem war die Sache vor so langer Zeit passiert, dass man wahrscheinlich sowieso nichts daran ändern konnte.

Aber richtig ging es erst los mit George Washington,



Forrest Carter

Der Stern der Cherokee

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
1 s/w Abbildung
ISBN: 978-3-570-20022-3

cbj

Erscheinungstermin: November 1989

Eine indianische Kindheit in den 30er Jahren dieses Jahrhunderts: Nach dem Tod der Eltern kommt Little Tree zu seinen Großeltern. Bei ihnen wächst der Junge auf, in enger Verbundenheit mit der Natur und in der Tradition indianischer Lebensweise und Lebensweisheit. Doch das weiße Amerika bricht in diese Idylle ein: Little Tree wird den Großeltern fortgenommen und in ein Internat eingewiesen - ein Schicksal, das er mit fast allen Indianerkindern seiner Generation teilt.